

Bleibt bei uns



Foto: Diego Herrera Carcedo/Anadolu Agency via AFP

Es ist meist eine Stunde, die an der Front über Leben und Tod entscheidet. Wer zu spät versorgt wird, hat wenig Chancen. Ein Besuch bei Sanitäterinnen und Ärzten im Ukraine-Krieg, wo die Todeszahlen so viel höher sind als in anderen Kriegen.

Von [Tomas Avenarius](#) und Georg Mascolo
5. September 2023 - 11 Min. Lesezeit

Wenn man ihr gegenüber sitzt, ist es dann doch ganz anders. Weniger spektakulär, weniger durchtränkt von Tragik, als man erwartet hat. Alle Tragödien aus dem Krieg klingen ja irgendwie gleich. Aber dann sind sie alle doch ganz eigen, stehen jede für sich. „Sie teilten alles – die Liebe, den Frieden und den Krieg, das Zimmer in Kiew, das Bataillon und ihren Hund, Hugo“, hatte *Le Monde* über Alina Mychajlowa und Dmytro Kozjubajlo geschrieben. Und dann sitzt da eine junge Frau im Kampfanzug, mit straff um den Kopf geflochtenen Zöpfen. Freundlich, aber sehr ernst. Eine Frau, die ihr Leid nicht verbergen kann, aber darüber auch um keinen Preis reden will. Und die von sich sagt, sie wolle eigentlich nur bald nach Hause.

Die Geschichte von Alina Mychajlowa und Dmytro Kozjubajlo begann als Liebesgeschichte im Krieg. Und sie endete als Tragödie. Es ist eine jener Geschichten, von denen es in diesem Krieg nicht nur Hunderte gibt, sondern Tausende. Die Geschichte von einem Paar an der Front, der eine stirbt, die andere überlebt.

Dmytro Kozjubajlo kämpfte seit 2014 gegen die Russen. Der junge Mann war 2014 bei den Protesten auf dem Maidan, als Scharfschützen der prorussischen Regierung Demonstranten töteten. Ein angehender Kunststudent, der sich den klangvollen, zum Krieg so wenig

passenden Kampfnamen „Da Vinci“ gab und der für die grausige Arbeit an der Front offenbar mindestens so viel Talent entwickelte wie für das Edle und Schöne.

Bei der Besetzung der Krim kämpfte er als Freiwilliger im Donbass. Er hatte sich dem „Rechten Sektor“ angeschlossen, einer ultranationalistischen, selbst von manchen Ukrainern mit Misstrauen betrachteten Bewegung. Später wurde Kozjubajlo einer der am höchsten dekorierten Offiziere des Landes, als Held gefeiert.

Als ihr Geliebter starb, schickte der Generalstabschef eine Mail: Vergib mir

Alina Mychajlowa wiederum war Aktivistin, organisierte Hilfe für Frauen beim Militär, war von 2020 an gewählte Abgeordnete des Kiewer Stadtparlaments. Eine UN-Frauenorganisation stellte sie als Persönlichkeit mit außergewöhnlichen Führungsqualitäten vor. Sie selbst sagte damals, sie habe angefangen, sich eine politische Karriere vorzustellen. Wenn sie „an der Front Verantwortung für das Schicksal von Menschen“ übernehme, „dann kann ich dies auch als Politikerin tun“.

2017 lernten sich die beiden kennen, verliebten sich, seit Februar 2022 dienten sie in derselben Einheit. Er kommandierte als junger Offizier inzwischen das „Wolfs-Bataillon“, eine der bekanntesten und kampfstärksten Freiwilligeneinheiten. Sie führte den Sanitätszug der Einheit. Dann wurde Kozjubajlo verletzt, bei den Kämpfen um Bachmut von einem Granatsplitter getroffen.

Der monatelange Kampf um die eigentlich unbedeutende Stadt wurde für Russen und Ukrainer zur Schlachtbank, zum sprichwörtlichen Fleischwolf, zu einem die Soldaten verschlingenden Ort. Als Alina Mychajlowa am 7. März dieses Jahres über Funk von einem Schwerstverletzten hörte, ahnte sie, dass es ihr Geliebter war. Sie fand Kozjubajlo auf einer blutverschmierten Trage vor. Er kämpfte um sein Leben, starb in ihren Armen. Der ukrainische Generalstabschef Walerij Saluschnyj schrieb ihr zwei Minuten später eine SMS: „Vergib mir.“



Foto: Global Images Ukraine/via Getty

So jedenfalls hat die junge Frau es im Frühjahr den Journalisten von *Le Monde* erzählt. Jetzt, im Ambulanzwagen unter den Bäumen in Kupjansk, will sie nicht mehr über „Dmitri und das Private“ sprechen. Dabei hat das ganze Land Anteil genommen an ihrem Schicksal, das nicht mehr privat sein konnte. Bei Dmytro Kozjubajlos Beerdigung in Kiew, einem Staatsbegräbnis, berichteten die TV-Sender des Landes live, knieten der Präsident, der Verteidigungsminister, der Militärführer und Dutzende Offiziere vor dem offenen Sarg. Kozjubajlo war als jüngster Kommandeur eines Bataillons legendär. Der Präsident hatte den Tod des 27-Jährigen in seiner allabendlichen Videoansprache an das Volk erwähnt: „Dmytro Kozjubajlo war Freiwilliger, Vorbild und ein mutiger Mann.“

Jetzt, gut fünf Monate nach seinem Tod, ist Alina Mychajlowa wieder bei ihrer Einheit, bei den „Da-Vinci-Wölfen“, bei der 67. Brigade. Im Hintergrund hört man das Grollen der Artillerie, die Einschläge der Granaten und Raketen am nicht allzu fernen Ortsrand von Kupjansk. All das scheint Leutnant Mychajlowa kaum wahrzunehmen. Sie sitzt in einem Ambulanzwagen, eine Trage, ein Monitor, ein Beatmungsgerät, ein paar Fächer für Verbandsmaterial und Medikamente – viel mehr an Ausstattung gibt es nicht.

Der olivgrüne Wagen steht unter einem Baum zwischen einstöckigen Häusern, es sind Häuser, in denen früher Angestellte und Bauern wohnten, in denen jetzt aber wie in allen Orten nahe der Front Soldaten einquartiert sind. Kupjansk selbst duckt sich in eine Landschaft, die fast zu schön ist für diesen Krieg. Rund um den Ort erstrecken sich Hügel und dichte Wälder, alles hier ist grün.

Alina Mychajlowa kennt den Krieg mittlerweile und die Szenen auf der blutigen Bühne selbst. Sie war dabei in Bachmut, als ihr Geliebter starb, sie sieht das tägliche Leid jetzt auch in Kupjansk. Doch im Gegensatz zu anderen Sanitätern, die über die halsbrecherischen Fahrten an die Front, den Beschuss und das Leiden der Getroffenen reden, schweigt sie. Sie nestelt nur an ihrem Haar, löst ihre Zöpfe, sagt mit tonloser Stimme: „Die Kämpfe sind hart. Wir haben Verluste, Verletzte und Tote.“

Kupjansk ist gerade Schauplatz einer russischen Offensive. Angeblich hat Moskau hier bis zu 100 000 Mann zusammengezogen, um das Blatt im Krieg zu wenden. Die Ukrainer, stark konzentriert auf die Südfront, tun sich schwer hier in Kupjansk. Die Militärführung musste einen Teil ihrer knappen Reserven an diesen Frontabschnitt nahe der russischen Grenze werfen und hat die etwa 11 000 verbliebenen Bewohner von Kupjansk aufgefordert, die Stadt zu verlassen.



Foto: Libkos/AP

Alina Mychajlowa und ihre Leute gehen immer wieder nach vorn, Richtung „Null-Linie“, dorthin, wo das Gemetzel stattfindet und wo sie so dringend gebraucht werden. Sie stillen Blutungen, binden abgerissene Arme und Beine ab, schaffen Verletzte und Verstümmelte nach hinten, vor allem erst mal weg von der Front. Da vorn kann den Verwundeten nicht geholfen werden. Die oft vor Schmerz schreienden Männer müssen von Ärzten versorgt, in ein Lazarett gebracht werden. Mychajlowa sagt: „Uns fehlt es an allem: an Ambulanzen, an Ausrüstung, an Schutzwesten, an Abbindern. Einfach an allem.“

Die Bergung selbst verläuft in Phasen: An der eigentlichen Front werden die Verletzten von ihren Kameraden an Sanitäter oder Sanitäterinnen übergeben. Die bringen sie dann unter größter Gefahr zum „Stabik“, einem wenige Kilometer entfernten Stabilisierungspunkt. Dort können Ärzte die schlimmsten Blutungen stillen. Es folgt der Transport in ein Lazarett oder in ein ziviles Krankenhaus, zwanzig, dreißig Kilometer entfernt. Mit dem Wagen, dem Zug, viel zu selten mit einem Helikopter.

Niemand da vorn im Feuer hat Zeit nachzudenken. Ist vielleicht auch besser so

Wie entscheidend die Erstversorgung ist, geht zwischen all den Berichten über den russischen Angriffskrieg in der Ukraine, über die Schlachten, die Bombardements, die Offensiven und die Grabenkämpfe oft unter. Der Abtransport aus den vorderen Stellungen entscheidet über

Leben oder Tod. Aber die Zahl derer, die kurz nach einer Verwundung sterben, steigt. Nach dem ständigen Rückgang während der bewaffneten Konflikte der vergangenen Jahrzehnte ist im Ukraine-Krieg die Chance, eine schwere Verletzung zu überleben, wieder kleiner geworden. Mehr als die Hälfte der Verletzten verblute, hatte das ukrainische Gesundheitsministerium dem *Kyiv Independent* gesagt: weil die Sanitäter zu spät kämen, der Abtransport zu lange dauere.

Ein ukrainischer Sanitäter namens Mykyta– der wie alle Soldaten seinen ganzen Namen nicht nennen darf – erzählte dem Blatt, wie er und die anderen das erleben: „Wenn man alles, was da passiert, zu sehr an sich heranlässt, wird man verrückt“, sagte der Sanitäter. „Du erlebst die ganze Zeit nur Schmerzen, Leiden und Agonie rund um dich herum.“ Der Fahrer der Ambulanz, in der Mykyta unterwegs ist, beschrieb seine Aufgabe so: Er habe gar keine Zeit zum Nachdenken, er habe genug damit zu tun, den Wagen mit der größten Geschwindigkeit heil über löchrige Wege und zerschossene Straßen zu manövrieren. „Wenn du die Verletzten zum nächsten Stabilisierungspunkt schaffen und sicher sein kannst, dass sie überleben und alles okay sein wird, bist du wahnsinnig erleichtert.“

Der Krieg in der Ukraine ist der größte Landkrieg in Europa seit 1945. Die US-Armee hat in zwei Kriegsdekaden in Afghanistan und im Irak etwa 7000 Militärangehörige verloren. In diesen Kriegen seien nur zwei Prozent der US-Soldaten verletzt oder getötet worden, steht im *Economist*.

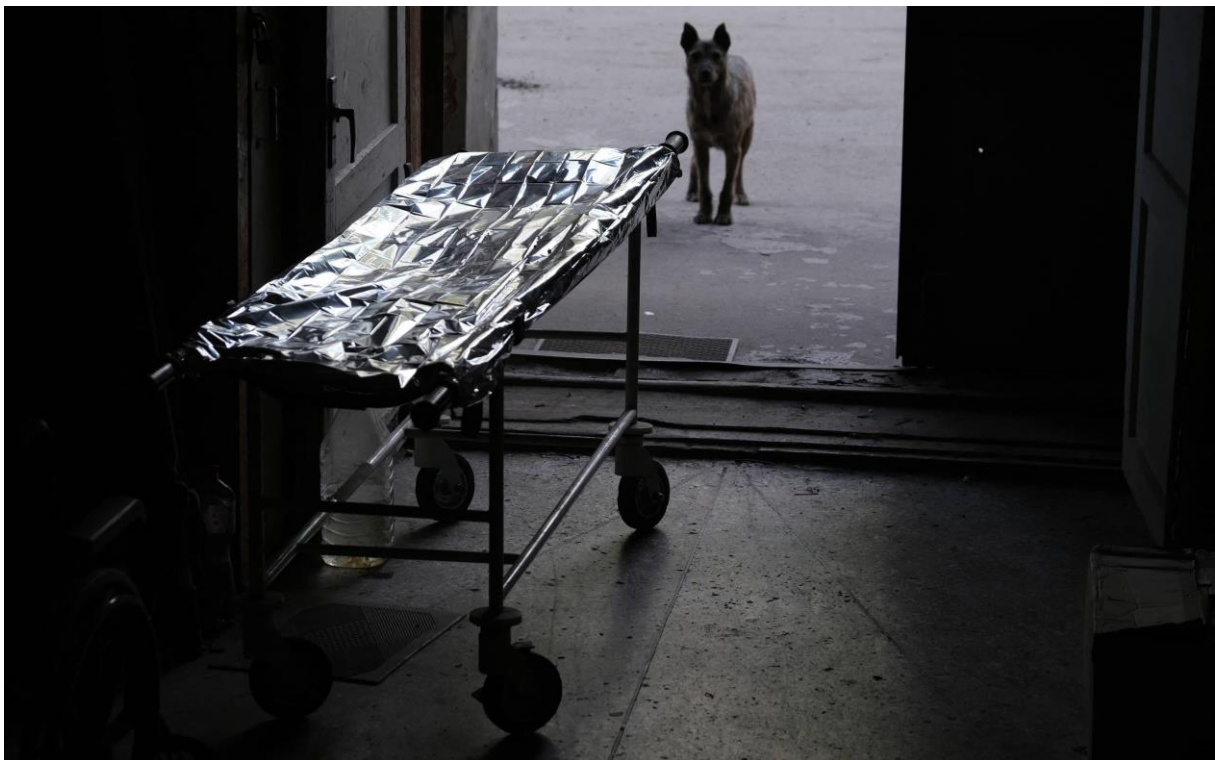


Foto: Sergey Shestak/AFP



Foto: Libkos/AP

Die *New York Times* aber schreibt, dass die erschreckend hohen Verluste der Ukrainer – geschätzt 70 000 Tote und bis zu 120 000 Verletzte in eineinhalb Jahren Krieg – sich nicht allein mit den blutigen Grabenkämpfen im Stil des Ersten Weltkriegs, dem Dauerbeschuss durch die russische Artillerie und den endlosen Minenfeldern erklären lassen. Sondern: „Diese Zahlen deuten auf den Mangel an schneller Erster Hilfe an der Front.“

In Afghanistan und im Irak sei es für die US-Truppen selbstverständlich gewesen, Verwundete innerhalb einer Stunde mit Helikoptern in eine voll ausgestattete medizinische Einrichtung zu schaffen. In der Ukraine sei das unmöglich. „Stattdessen werden verletzte Soldaten in irgendein Fahrzeug geworfen oder müssen die Front auf den eigenen Beinen verlassen. Manchmal bleiben Verletzte auf dem Schlachtfeld liegen, weil die Sanitäter nicht bis zu ihnen vordringen können“, schreibt die *New York Times*.

Anderthalb Jahre dauert der Konflikt schon an. Und zu den drängendsten Fragen gehört, wie lang das Land die Kämpfe überhaupt noch durchhält. Die Opferzahlen steigen stark an seit Beginn der sich quälend langsam entwickelnden Sommeroffensive. Eigentlich war eine Frühjahrs-offensive geplant, die wurde mangels schwerer Waffen verzögert, jetzt beginnt bald der Herbst, und trotz wichtiger einzelner Erfolge lässt der entscheidende Durchbruch noch immer auf sich warten. Anders als Panzer und Haubitzen lassen sich Gefallene oder Verwundete nicht einfach ersetzen – und das große Sterben auf den Schlachtfeldern von Putins Ukraine-Krieg hört einfach nicht auf.

Sie sehen hier grauenhafte Wunden: handteller groß, fingernagel klein. Kugeln? Eher selten

Gut ausgebildete Sanitäter fehlen. Der Sanitätsdienst der Bundeswehr unterstützt die ukrainischen Kollegen und Kameraden. Chirurgen aus Kiew, Charkiw oder Odessa werden in Deutschland geschult, Tausenden Soldatinnen und Soldaten wird eine Ausbildung in der

„Selbst- und Kameradenhilfe“ angeboten: „Die Bedeutung dieser Ausbildung für die Kampfkraft und Moral der Truppe, aber auch für die Durchhaltefähigkeit der Streitkräfte kann nicht zu hoch eingeschätzt werden“, erklärt das Berliner Ministerium.

Aber trotzdem muss die Ukraine noch immer auf Ärzte ohne Zusatzausbildung zurückgreifen. Sie ruft Praktiker und Theoretiker zur Armee. Mykola ist Orthopäde und Trauma-Chirurg. Der Mediziner, der seinen Nachnamen wie alle Angehörigen der ukrainischen Armee nicht nennt, lehrte in Kiew an der Uni, führte bis zur Pensionierung das Leben eines anerkannten Arztes und Wissenschaftlers. Jetzt arbeitet der 70-Jährige als Feldarzt, operiert und amputiert achtzehn, manchmal vierundzwanzig Stunden am Stück: „Wenn Verletzte kommen, wenn du am Tisch stehst, gibt es keine Pause.“

Er lebt zusammen mit anderen Medizinern und Sanitäter in einem Holzhäuschen in Kostjantyniwka, etwa zwanzig Kilometer entfernt von der Bachmut-Front. Er schläft auf einem Feldbett, zwischen Stapeln von Medikamenten, Verbandsmaterial und Proviant. Er wäscht sich mit einem Eimer in einer Badewanne. Seine freien Stunden verbringt er an einem winzigen Küchentisch. Am Geschirrschrank hinter ihm hängen Kinderzeichnungen, auf denen Soldaten, Flugzeuge und Panzer zu sehen sind. Für die „Helden“ an der Front, steht da, und: „Ruhm der Ukraine!“

Was Mykola auf dem OP-Tisch sieht, ist oft dasselbe:



Foto: Ihor Tkachov/AFP

„Die meisten haben Splitterverletzungen. Kugeln sind eher selten.“ Granatsplitter, handtellergrößer oder fingernagelklein, haben rasiermesserscharfe Kanten, reißen grauenhafte Wunden. „Solche Verletzungen sind fürchterlich“, sagt der Chirurg. Und das, obwohl alle ukrainischen Soldaten Helme und Schutzwesten tragen: „Der Oberkörper mag geschützt sein. Arme und Beine sind es nicht.“

Der Chirurg, der selbst das Bombardement eines kleinen Feldlazarets unverletzt überlebt hat, ist sich sicher, dass die meisten europäischen Militärmediziner nicht auf das vorbereitet sind, was sie auf den modernen Schlachtfeldern des 21. Jahrhunderts erwartet. „Eure Spezialisten sollten zu uns in die Ukraine kommen. Lernt bei uns, wie es wirklich zugeht im Krieg.“

Die um ihr Leben Kämpfenden ausfliegen, wie es die US-Truppen taten, geht in der Ukraine nicht. Wegen der fehlenden Luftverteidigung schießen russische Kampfhubschrauber in Frontnähe auf alles, was sich bewegt. „Sie schießen selbst auf Autos mit dem Roten Kreuz“, sagt Feldarzt Mykola. Dass dies gegen das Kriegsrecht verstößt, schere in Moskau keinen: Sanitäter und Verletzte gelten als Nichtkombattanten, sind nach internationalem Recht zu schonen.

Da sitzt sie, in ihrem kargen Ambulanzwagen. Und im Hintergrund grollt der Krieg

Der Mediziner Mykola weiß, dass die Arbeit der Sanitäter und Feldärzte nicht nur über Leben oder Tod Einzelner entscheidet. Ihre Arbeit ist am Ende ausschlaggebend dafür, wie lang die Soldaten weiterkämpfen. Die Frauen und Männer an der Front wollen sich natürlich darauf verlassen können, dass sie eine Überlebenschance haben, wenn es sie treffen sollte: Feldärzte und Sanitäter sind somit genauso wichtig wie Piloten, Artilleristen oder Panzerkommandanten.

Auch bei der Bundeswehr hat man begriffen, dass der Ukraine-Krieg die Realität künftiger Konflikte widerspiegelt. Nach den jahrelangen eher kleinteiligen Auslandseinsätzen in Bosnien, Afghanistan und Mali herrscht im Osten Europas Krieg in der Fläche: Kampfpanzer, Kanonaden, Drohnen, Minenfelder.

Einmal im Jahr kommen Bundeswehr-Spezialisten auf der „Combat Medical Care Conference“ mit Offizieren befreundeter Streitkräfte und Vertretern von Polizei-Spezialeinheiten wie der GSG 9 zusammen. Auf dem Kongress, ausgetragen von der bundeswehnrnahn Deutschen Gesellschaft für Wehrmedizin und Wehrpharmazie, geht es viel um die „Goldene Stunde“.



Foto: Evgeniy Maloletka/AP

Um jene kurze Zeit, die bleibt zwischen der Verwundung im Gefecht, der Erstversorgung und dem Eintreffen eines oft mit dem Tod ringenden Verletzten in einem gut ausgestatteten Krankenhaus.

In diesem Jahr tagten die Spezialisten in Blaubeuren auf der Schwäbischen Alb. 1200 Vertreter des Militärs, Polizisten und Zivilisten aus 36 Nationen kamen zusammen, sie trugen Hoheitszeichen der USA, Polens, Israels, des Irak, Indiens und der Ukraine auf den Ärmeln ihrer Uniformen. Verliehen wird dort auch der „European Best Medic“. Die Auszeichnung geht an Sanitäterinnen und Sanitäter, die sich durch Mut, Einsatz und Können hervortun. Dieses Jahr gehörte Alina Mychajlowa zu den Preisträgerinnen.

Aber als die Auszeichnung im Juli bei der Veranstaltung auf der Schwäbischen Alb verliehen wurde, fehlte die Ukrainerin: Sie blieb an der Front. In der ihr eigenen Knappheit sagt sie: „Ich konnte nicht weg. Mein Vorgesetzter hat den Preis für mich entgegengenommen.“ Sie hatte ein Video geschickt, ein paar freundliche Worte, die sie ablas, englisch untertitelt und verbunden mit der dringenden Bitte, mehr zu tun für den Sanitätsdienst in ihrem Land: „Helft uns.“

Alina Mychajlowa sitzt im Ambulanzwagen unter den Bäumen in Kupjansk, im Hintergrund grollt noch immer der Krieg. Falls sie nach ihren eigenen Erfahrungen am Heldentum und am Stolz auf die Gefallenen zweifeln sollte, würde sie es hier und jetzt nicht sagen. Wie die meisten ihrer Landsleute hofft sie verbissen auf den Sieg. Zweifeln? Auf keinen Fall, schon gar nicht öffentlich.

Als sie kurz danach an einen anderen Frontabschnitt verlegt wird, will sie am Telefon nicht sagen, wo genau sie ist. Das sei ein militärisches Geheimnis. Aber auch jetzt noch dürfte gelten, was sie im Ambulanzwagen zum Abschied sagte: dass sie den Krieg und das Gemetzel endlich hinter sich lassen wolle. Dass sie zurückwolle in ihr Leben, dass sie von einer

Karriere in der Politik träume. Und von ihrem Zuhause, von ihrer Familie und von Hugo, ihrem Hund.

Ihr getöteter Freund Dmytro Kozjubajlo hatte vor seinem Tod einmal gesagt: „Solange das Land in Gefahr ist, betrachte ich es als meine bürgerliche Pflicht, es mit der Waffe zu schützen.“ Das klang sehr nach einem Soldaten, der das Kämpfen als Berufung sieht, als Mission. Sie aber sagt, dass das Leben in der Armee nicht ihre Welt sei. Denn wenn sie eines wisse, dann, dass „Krieg alles andere als cool ist“. Jeder, der das behaupte, kenne den Krieg nicht.

Text: Tomas Avenarius, Georg Mascolo, Digitales Storytelling: Karin Steinberger,
Bildredaktion:
Friedrich Bungert, Schlussredaktion: Florian Kaindl

© SZ - [Rechte am Artikel können Sie hier erwerben.](#)